

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 34

Sonntag, den 22. August

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käte Lubowskii.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Ruts Blicke wieder erwachten, suchten sie schon die steinerne Scheune, die das Unglück gesehen. Dabei gewahrte sie den jetzigen Inspektor Rodemann auf dem Gutshof, band ein Tüchlein gegen den Aprilregen und ließ hinunter. Ein unerwartliches Gefühl zwang sie, jetzt neben ihm zu sein und seine Stimme zu hören. Sie meinte, daß sie nur der Reiz, Geheimnisvolles zu ergründen, dazu trieb. In Wahrheit war es die Sehnsucht nach dem Klang eines Namens, — das Paradies der Kindheit tat sich auf. Sie lief an Blumen und Sträuchern vorbei, wie von einer starken Hand geführt, von weichen Armen gehalten. Ein Schluchzen ließ allen Trost beiseite.

„Karl Rodemann,“ rief sie atemlos hinter ihm her.

Langsam wandte er sich nach ihr zurück. Sie hatte ihn sonst nur gesehen, wenn die Arbeit seine Wangen gerötet und ein straffer Wille ihn aufrecht gehalten hatte. Jetzt aber war Feierabend. Er wollte sich nach Haus zu Weib und Kind begeben. Seine Schultern hingen herab, als seien sie müde von des Tages Last. Sein Gesicht war vergrämt, das volle Haar an den Schläfen gebleicht. Es war etwas in seiner Erscheinung, das sie rührte, ein Schmerz, den sie mit seiner Seele verstand und würdigte. Er litt um sein tränkliches, geistig und körperlich zurückgebliebenes Kind. Die Sehnsucht, die sie herausgetrieben, schlief ein.

„Geht's dem Gustavchen schlechter?“ fragte sie leise.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Ich komme ein bißchen mit, Karl Rodemann.“ Das Herrenkind und der Sohn aus dem Volke gingen nebeneinander durch den sanften, stillen Regen, welcher den Lenz weckte.

Auf dem Tisch der Inspektorats stand eine Laterne neben dampfender Grütze. Unter dem hohen Bett lagte eine Säugermutter ihre Nüchlein. Frau Riele war nicht zu sehen. Sie war eine adrette Frau. Ihre Augen hatten nach reichlich vergossenen Tränen auch wieder das Lachen gelernt. Von ihrem Mann hielt sie sich in ängstlicher Eichen fern. Wie oft hatten sich ihre vollen Arme ihm entgegen gestreckt und es war immer umsonst gewesen. Er sah über sie hinweg, das Kind stand zwischen ihnen fremd, warnend. Der elende Junge löste kein Gefühl der Mütterlichkeit bei ihr aus. Sie kam über ein Verwundern, dem ich schließlich ein Grauen zugesellte, nicht hinaus, sie konnte nicht begreifen, wie sie, die kerngesunde Mutter, einem so elenden Kind das Leben gegeben. Mit Wendebühl sah suchend in dem Stübchen umher

„Wo ist er denn nur?“

Der Mann war müde auf die Ofenbank gesunken. Schmunzelnd rief sich die bunte Kasse an seinem Rodärmel.

„Gustav, Gustavchen,“ rief Rut schmeichelnd in das Zwielicht. Ein Lallen antwortete ihr aus dem verstecktesten Winkel, wo zur Wintersonne das Spinnrad stand. Sie schraubte die Laterne höher und neigte sich über den rotgebeizten Krankenstuhl aus knorrigen Fichtenästen, den Rodemann an seinen Sonntagen gezimmert.

Ein schwerer Kopf wollte sich aufrichten, fiel aber müde wieder zurück. Zwei dürre Händchen griffen in der Luft herum.

Sie nahm den sechsjährigen Jungen heraus und trug ihn in der Stube auf und ab. Das Kind hatte das Gewicht eines dreijährigen. Seine Glieder waren gelähmt, seine Sinne umdüstert und dennoch, — seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Von der Ofenbank erlang es wie trockenes Weinen.

Da setzte sie sich mit dem Kinde zu dem einsamen Mann und versuchte ihn zu trösten.

„Das Gustavchen hat gelacht,“ meinte sie unsicher. Er hob die Hand.

„Auf Ihrem weichen Arm sitzt er halt gut,“ sagte er hart, „Fichtenholz aber brüht.“ Sie fühlte den Vorwurf für die Mutter heraus und versuchte ihn zu mildern.

„Die Riele ist so fleißig,“ lobte sie, „auch wenn sie das Kind immer herumtrüge, würdest du doch nicht zufrieden sein.“

„Das verlang' ich gar nicht von ihr.“

„Karl Rodemann, du bist ein Griesgram.“

„Das sagen Sie, weil es die andern sagen, Fräulein.“

„Nein,“ entgegnete sie eifrig, „daß habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Denke nicht, daß ich dir Vorschriften machen will, dazu bin ich noch viel zu jung. Aber es ist eine Sünde, daß du in der schönen Welt herumläufst, als hättest du ein böses Gewissen.“ — Er suchte

zusammen.

In sein Gesicht schlich wieder die Angst und vertiefte die Falten. Mit Wendebühl stand heute zum zweitenmal unter dem Einfluß der Vergangenheit und jetzt — wo sie weich und sanft das Kind — den Schmerz seines Lebens — auf dem Arm hielt, gab sie sich dem Einfluß völlig hin. Während sie das Kind auf und nieder wiegte, sagte sie lächelnd: „Du, Karl Rodemann, weißt du eigentlich, daß du mir immer noch mein Tüchlein schuldig bist?“

Er legte die Hände kreuzweise über der Stirn zusammen, als denke er ernsthaft nach. Aber er tat es nur, damit sie die Riele nicht gewahr werden sollte, die darüber lag.

„Beginne dich nur,“ half sie nach, „ich gab es dir damals, wie du dir das Blut am Wache abwuschst. Es war doch an jenem Abend, der das Unglück gebracht hatte.“



Ein russisches Geschütz, das von einer im Lauf trepten Granate aufgerissen wurde.

„Ich weiß es nicht mehr, sagte er dumpf. „Ja und sie es auf, weiter in ihn zu dringen. Das Klammchen der Vaterne hatte das letzte Gebot verbraucht, der Docht qualmte und drohte zu erlöschen. Das Kind war inzwischen eingeschlafen. Ueber Ruts Glieder schlich ein leises Zittern. „Wenn der wortfarge Mensch doch sprechen möchte“, dachte sie, von „damals — von —“ Und es kam über sie, es riß sie hin und her und drohte, ihr das Herz zu sprengen. Endlich sagte sie, getrieben von einem unvorderstehlichen Zwang:

„Daß er uns so schnell vergessen hat!“
Rodemann wußte sofort, wen sie meinte. Alle Tage hatte er diese Klage in ihren Augen gelesen und in beständiger Furcht gelebt, sie könnte sie in Worte kleiden. Jetzt war es geschehen. Die Einzige, die seinem elenden Jungen Liebes tat, saß neben ihm und begehrte Trost. Er vermochte ihr keinen zu geben. War es nicht genug, daß er für geringen Lohn seine Kräfte opferte, hier neben diesem Herrn aushielt, sich Jahr für Jahr abmarkierte und zerschund in nutzlosem Kampf. Nicht genug, daß er der Vater dieses unglücklichen Kindes war.

Seine Zähne schlugen hörbar zusammen. Auf seine Stirn trat kalter Schweiß. In den zuckenden Bewegungen seiner Schultern merkte Ruts, daß ihn fror. Wortlos stand sie auf und setzte das Kind in sein Stühlchen zurück. Sie hatte von der Försterin eine Flasche Wein für das Gustavchen bekommen. Die stand noch unangebrochen im Glasvord zwischen den bunten Tellern und sie nötigte Rodemann, ein großes Glas davon zu trinken, so viel er sich auch wehren mochte. Dann erst schickte sie sich zum Gehen an.

„Du solltest deine Grüße essen“, rief sie mütterlich, „sonst wird sie ganz kalt.“

In der Türe stieß sie mit Frau Niese zusammen, die sich in höchster Aufregung befand.

„Der Herr Rittmeister“, leuchtete sie — „schnell, schnell!“

Im Nu war Karl Rodemann auf den Beinen und neben Ruts. Er flüsterte hastig mit seiner Frau.

„Tot?“

„Ich weiß nicht. Er schlug lang hin, Johann Peterkow war gerade bei ihm.“

„Soll schnell den Doktor!“

„Die Leute sitzen alle im Krug.“

„Dann will ich selbst —.“ Die Frau sah wie hilfesuchend in der Einsamkeit umher, durch die das leise Röcheln des schlummernden Kindes drang.

„Laß mich fahren, Karl —“ sprach sie zu Rodemann.

„Du kommst erst in halber Nacht hin.“

„Schadet nichts. Ich fahre sicher, spanne rasch die Schwarzen an.“

„Und dein Kind?“ — Sie sah unsicher an ihm vorüber. „Gustavchen schläft ja. Ich will ihn noch schnell ausziehen.“

So kam's, daß Frau Niese den alten Doktor herbeischaffte, während Johann Peterkow und Karl Rodemann dem Erkrankten die langen Stiefel heruntergeschnitten und Ruts ihm die Schläfe mit nassen Tüchern kühlte.

„Es hat nicht viel auf sich“, sagte der Sanitätsrat vier Stunden später. Nur ein Wörtchen ließ er fort. „Nicht mehr“ hätte es eigentlich heißen müssen. — Rittmeister Wendebühl war schon des öfteren unfreiwillig zusammengefunken, aber er hatte sich nach einiger Zeit immer wieder aus eigener Kraft emporgerissen.

Jetzt war die Kraft aufgebraucht. Das Herz wurde müde und schwach. „Er soll etwas Champagner trinken“, sagte der Arzt.

„Ich habe noch eine Flasche im Keller lagern“, erklärte Rodemann und beeilte sich, den belebenden Wein zu holen.

Aber Wendebühl wandte sich von dem schäumenden Glas ab, als ob ihn davor ekelte.

„Nicht — mehr — trinken“, lallte er.

Sein Kind saß neben ihm und hielt seine Hand. Zuweilen strich er zärtlich über das Tuch ihres Kleides.

„Diesel“, nannte er sie auch wohl dann und wann in dem Wahne, sein totes Weib säße an seiner Seite. — Die Finger griffen nach den schweren hängenden Röcken seines Kindes

und schoben das geliebte Kindchen zu sich heran, das dort schlief und unbewußt die Hände nach dem Vater ausstreckte. Die Tage und Nächte solchen träge dahin aus der Zustand des Rittmeisters wollte sich nicht bessern. Es ward Mai wie alle Jahre, die Saaten lachten und der Werttag forderte sein Recht, die Arbeiten nahmen alle verfügbaren Hände in Anspruch.

Im Gutshaus zu Stechow aber suchte ein müder, irregelaufener Wandersmann nach der Heimat des Friedens. — Eines Tages stand ein Mann neben ihm, nicht um ihn zu richten, sondern um ihn beim Finden zu helfen. Es war der Geistliche des Ortes, der mit den heiligen Sakramenten gekommen war. Er sah die Schwachheit des Kranken und stellte seine eigene lebendige Kraft in den Schatten.

„Wir sind allzumal Sünder und es ist keiner geboren, den andern zu richten, sondern ihn zu stützen, der Starke den Schwachen.“ Ob Wendebühl ihn verstanden, wußte der Seelsorger nicht. Aber es war, als sei eine ruhige Klarheit über ihn gekommen, als die schwere Stunde der Reichte vorüber war. Er wußte jetzt auch, daß es sein Kind war, das die letzten Liebesdienste veranlaßt hatte.

Johann Peterkow und Karl Rodemann wollte er gern „ade“ sagen. Johann Peterkow war mit ihm zusammen aufgewachsen. Als dieser im Sonntagsstaat zu ihm trat, lächelte der Kranke. Er hatte sich nicht selten über den Alten geärgert, war dieser doch der schweren Arbeit stets aus dem Wege gegangen. Der Rittmeister dachte wohl daran und

ein schwaches Lichtlein des früheren verben Humors schien in das arme, schwache Herz, das seinen Dienst aufkündigte.

„Nicht überanstrengen, Johannken“, sagte er leise und ließ sich von ihm den Handtuch gefallen.

Wie Karl Rodemann das gleiche tun wollte, entzog er ihm die Rechte. Er sah ihn fest an, als habe er noch viel zu sagen, aber es konnte sich nicht mehr lösen. rings, als die Bitte: „Treu bleiben, nicht verlassen!“ Karl Rodemann neigte das Haupt und schwieg. Da legte ihm Wendebühl seine zitternde, schwere Hand auf die grauen Haare und der Kontrakt war verlängert.

Der Schwerkrante äußerte jetzt keine Wünsche mehr, und doch war es augenscheinlich, daß ihm noch etwas auf dem Herzen lag, ein Verlangen

schien sich in ihm zu regen. Ruts las aus seinen Blicken und den unruhig tastenden Händen. Sie holte dies und das herbei, aber das Richtige traf sie nicht. Das trostlose stumme Sehnen blieb ungestillt. Stundenlang konnte er danach auch wieder ruhig vor sich hinträumen, mit unendlicher Mattigkeit schlummernd, zu schwach, den Kopf zu heben, die brennenden Lippen mit der Zunge zu nagen. Nur die Hände arbeiteten. Gleichmäßig schoben sie sich auseinander und wieder zusammen, als spannen sie Fäden.

— Dann brach sich dazwischen das schlummernde Bewußtsein durch, die stumpfen Augen belebten sich. Ruts sah die wachsende Qual seiner Unruhe und konnte ihm doch nicht helfen. Einmal ging sie, von matter Hoffnung belebt, endlich das Richtige getroffen zu haben, hinaus und stellte ihm einen Trunk zusammen, wie er ihn so oft gegen die äußere Not und innere Vereinsamung gebraucht hatte. Süß und schwer duftete er aus dem Glas empor. Der Kranke schüttelte sich. Er machte eine ungestüme, fast zornige Bewegung. — Da entglitt der Pokal Ruts Hand und zerbrach.

An demselben Abend begannen seine Gedanken sich zu verwirren. Ruts Kindheit nahm in diesen Stunden der höchsten Not Abschied. Und es war, als käme ihr ein Versehen und damit ein Verzeihen der unseligen Leidenschaft, die ihr den Vater im Leben entfremdet. Sie merkte auch endlich, daß es die Sehnsucht nach ihrer Mutter sei, die in ihm schrie. Leise sprach sie ihm von der Toten.

„Wir wollen denken, daß sie in dieser Stunde mit uns sei, Vater. Hier zwischen dir und mir. Wenn du doch ein Bild von ihr besähest!“

Da formten die bläulichen Lippen mühsame Sätze.

„Da — im Schreibtisch — oben.“



Der Braunkopf, der Mehgeral beherrscht, unter dem Feuer schwerer französischer Geschütze.
Nach einer französischen Darstellung.

Ein verborgenes Fächel sprang heraus. Darin lag das Bild ihrer Mutter mit dem ihren zugleich. Sie ergriff es mit dem Brief, auf dem es ruhte und trug es zu ihm. Ein Schrei brach von seinen Lippen, ein Laut, der sie erschütterte. Er ließ das Bild nicht mehr aus den Händen. Der Brief war zu Boden gefallert, es war der Abschiedsbrief Vibersteins. Mechanisch hob sie ihn auf, erblickte die Schriftzüge und erkannte sogleich die Schrift, denn in ihrem ersten Bilderbuch stand von derselben Hand ein Kinderverslein:

Mit vollen Händen teil und gib,
Behalt auch mich von Herzen lieb.
Sie las, was Friedrich Wilhelm von Viberstein, ehe er die deutsche Heimat verlassen, noch zu sagen hatte, las es mehrmals und konnte nichts anderes von dem Inhalt fassen, als den Satz: „... es gibt etwas, das mich unwiderstehlich zurückführen wird ... Ihr Kind ...“

Als Johann Peterkow am nächsten Morgen — noch ehe die Sonne aufgegangen war — fragte, wie die Nacht gewesen sei, fand er kein ängstliches, zitterndes Kind mehr. — Ein hochauferichtetes, über Nacht gewachsenes Mädchen nahm ihn bei der Hand: „Sieh' selbst, Johann Peterkow, wie still und tief er schläft.“ — Ihm bebten die Knie, denn er schaute in das Antlitz eines

„Mit dem Klang seines Namens wich die kindliche Bangigkeit von ihr; sie hatte so lange den Namen verwahrt wie ein verborgenes Heiligtum. Jetzt, da sie ihn ausgesprochen, schien es ihr viel leichter ums Herz und bedeutend frischer fuhr sie fort: „Weißt du, ich ertrüge es vielleicht irgendwo in einem Winkel, aber er — er! Wenn er wiederkommt!“

„Er kommt nicht wieder,“ murmelte der andere und es klang wie eine Beschwörung. Ihre Stirn war wieder weiß und glatt. „Er wird kommen! Verlaß dich drauf! So gewiß, wie auch diesmal der Sommer zur rechten Zeit da sein wird! Und darum, Karl Rodemann, darum allein dürfen wir das Gut nicht hingeben. Es muß besser gehen als bisher. Ich brauche doch nichts. — Wir werden uns einrichten, ja, hungern, wenn's sein muß!“

Mit dem Egoismus des Kindes forderte sie auch von Rodemann, daß er teilnehme an ihrem Schicksal, an ihrem Fühlen. Der aber dachte an ganz andere Dinge, vor allem an sich selbst und die stets von neuem aufsteigende Qual, die er bereits ein Jahrzehnt mit sich geschleppt und mit tausend Gründen beschwichtigt hatte. Mit einer gewissen Aufsehnung sagte er brüsk: „Ich tu' nicht mehr mit! Ich hab' die Schinderei satt. Wie ein Tier hab' ich gelebt, wie eine Maus in der Falle und mit einem Gefühl, als ob die Kage immer über mir wäre.“

Sie verstand ihn nicht, sie fühlte nur, daß der Mensch, auf den sie gebaut in ihrer Not, sich nun auch von ihr löste. — Das Kindliche kam wieder zum Durchbruch bei ihr, ein Jammer nach Hilfe. Sie hob die Hände:

„Karl Rodemann, verlaß mich doch nicht.“ Er aber blieb ungerührt und entgegnete mit einer gehässigen Miene:

„Der Hund hat's so besser gehabt als ich. Wenn er die Gän' aus der Saat hegt, kriegt er ein Stüd Brot. Auch streichelt ihn mal jemand. Ich hab' hundertmal kein Stüd Brot in der Tasche gehabt und bin hungrig ans Schufte gegangen.“

In Rut Wendebühl zerrte die Angst ihres Herzens.

„Warum bist du denn so lange hier geblieben?“

Sein flackernder Blick verlor den fieberhaften Glanz. Er sank in sich zusammen.

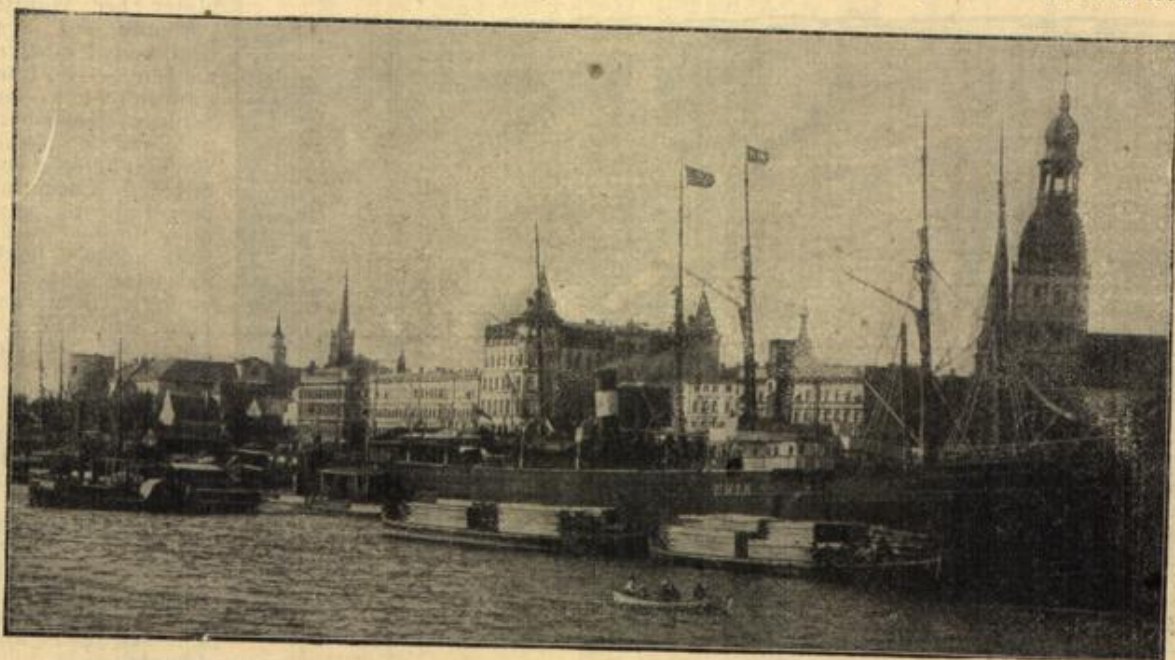
„Warum?“ wiederholte er tonlos, nahm die Mütze ab und griff sich an den Kopf. Rut sah nicht, wie seine Lippen zitterten und sein Auge um Verzeihung bat, stumm wandte sie sich ab und schritt an den Ställen vorbei auf die Inspektorate zu, vor der der kleine Gustav im hellen Sonnenschein vor der Türe in seinem Stühlchen saß.

Und wie das unglückliche Kind lassend nach ihr griff, konnt sie den Zorn gegen seinen Vater nicht länger festhalten. Sie kniete in den weißen Sand, den Frau Riete hier reichlich zu Scheuerzwecken hielt und schob den Arm unter den schweren Kopf des Jungen. Ganz still saß sie so. Erst als sie fühlte, daß ihr Haar unter dem Strahl der Sonne glühte, erhob sie sich und trug den Stuhl samt dem Kind in den Schatten. Da blühten, vom Wind gesät, ein paar blaue Blümlein. Die pflückte sie und legte sie in des Kindes Hand. Langsam löste sich in ihr eine dumpfe Gefühllosigkeit aus. Sie merkte nicht, daß ihre Tränen flossen, hörte nicht den bittenden, bangen Ton Rodemanns, der durch das rührende Bild erst wieder vollends zur Besinnung kam.

„Fräulein — Fräuleinchen —“ rief er, — sie aber lief schwankend nach Hause. Vor dem alten Schreibtisch des toten Vaters fiel sie wie leblos in den Drehsessel nieder. Kein erhellender Gedanke kam ihr, nur Angst und Beengung überkamen sie.

So saß sie stundenlang. Dann glitt ihre Hand nach der verborgenen Feder. Wieder sprang das Fächel knisternd heraus. Sie griff nach Vibersteins Brief, breitete ihn auf das fahle, zerissene Tuch der Platte und legte ihre Stirn darauf. — Die Dunkelheit zerfloß.

(Fortsetzung folgt.)



Zum Vormarsch unserer Truppen in Kurland: Gesamtansicht der Stadt Riga:

Toten, der ein Frauenbildnis auf der Brust und den Frieden im Gesicht trug. Peterkow konnte den Anfang des Vaterunfers nicht finden, er stammelte etwas und taumelte hinaus, um den andern zu sagen, daß Stechow keinen Herrn mehr habe.

10. Kapitel.

Die nächsten Wochen gestalteten sich für Rut Wendebühl ziemlich trostlos. Zwar durfte sie erfahren, daß es in der Nachbarschaft manche mitleidige Seele gab, die es gut mit ihr meinte, auch fehlte es nicht an guten Wünschen, aber sie stand doch eben jetzt ganz allein da und die große Frage war die: Was nun? Wie wird es mit Stechow weitergehen? Und diese schwierige Frage bewegte Rut vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Karl Rodemann war der einzige, zu dem sie sich in Stechow aussprach.

„Es muß etwas geschehen, sie sagen es alle. Der Frederici auf Damerkow, der doch ein tüchtiger Landwirt sein soll, ritt gestern über unsern Hof und redete allerhand Seltsames. Ich glaube, er hat Lust, Stechow zu kaufen.“

Die müden Schultern des Inspektors hoben sich, als wenn die Last einen Augenblick von ihnen genommen würde.

„Es wäre ein Glück für Sie, wenn er's wahr machte.“ Eine Blutwelle schoß Rut bei diesen Worten ins Gesicht und färbte ihre blassen Wangen dunkelrot. Sie erinnerte sich an den toten Vater, als der noch voller Willen und Hoffen gewesen.

„Ein Glück nennst du das? Für mich wäre es das Schwerste. Hier fortgehen, das alles nicht mehr sehen, in der Stadt sitzen, zwischen hohen Mauern eingekerkert und immer nur denken, daß die Stunden schnell laufen möchten, damit es Nacht wird. Und ich habe denken können, daß du es gut mit mir meinst.“

Als die Deutschen das kleine verträumte Städtchen besetzt hatten, zogen die Einwohner es vor, sich ruhig zu verhalten und soweit als möglich, ihrer gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Das Beispiel anderer belgischer Städte hatte sie gewarnt vor Widerstand und Ausfällen. Nun lebten sie den Umständen nach ruhig und sie hätten auch wohl kaum etwas vom Kriegsbetrieb geahnt, wenn nicht einige zerstörte Häuser vor der Stadt, zeitweise auftretende Flieger mit nicht mißzuverstehenden Absichten und nicht zum wenigsten der schwere hallende Tritt der deutschen Soldaten auf dem Pflaster der Straßen, zwischen dem Moos wucherte und Hühner herumspazierten, sie täglich daran erinnerten hätten. Die feidgrauen Uniformen tauchten überall auf und die Leute begannen schon mit den Deutschen als mit etwas Notwendigem zu rechnen.

Auch in Jean Doetsch's Stube hatte man sich mit der Anwesenheit der Deutschen abgefunden. Der alte Fischer saß hinter einem blankgeschauerten Tisch und rauchte seelenvergnügt sein Pfeifchen, wobei seine Augen wohlgefällig auf seine Tochter schauten, die still am Fenster saß und in den Tag hinaus träumte.

Ihre Hände ruhten gegen ihre Gewohnheit untätig in ihrem Schoße. Das Klöppelkissen lag vor ihr, aber sie schien völlig geistesabwesend.

Der alte Jean Doetsch machte sich jedoch nicht viel Gedanken um sein Kind, sondern erhob sich, dehnte und redete seine Glieder, daß sie in ihren Gelenken krachten und stampfte hinaus.

Antje blickte sich erschrocken um. Sie hatte gar nicht daran gedacht, daß der Vater in der Stube gewesen war.

Was mochte er wohl von ihr denken? — Aber es war auch zu dumm, daß sie immer an den großen schlanken Soldaten denken mußte, der tagtäglich immer an ihrem Fenster vorüber ging.

Er mußte gleich in der nächsten Minute um die Ecke biegen. — Wichtig. Sie hörte schon seinen schweren gleichmäßigen Schritt. Ihr Herz begann schneller zu klopfen. Sie hob die Augen. Nun schaute auch er auf. Ihre Blicke hielten sich einen Atemzug lang, sprangen dann verlegen ab.

Als Antje wieder aufschaute, war die Straße leer. Bis zum nächsten Tag schlichen die Stunden endlos. Es war sonderbar. Sie hatte noch nie im Leben ein Wort mit jenem Soldaten gesprochen und doch lebte in ihr etwas Fremdes, das sie sich nicht erklären konnte. — Sie sehnte täglich den Augenblick herbei, wann er wieder am Fenster vorbeigehen mußte. Antje nannte sich töricht und dumm, aber sie sehnte sich dennoch nach ihm.

Eines Tages ging der deutsche Soldat wieder durch den Ort. Diesmal langsamer, nachdenklicher als bisher. Ein Junge bot ihm für ein paar Zentimes ein Weichensträußchen an. Er kaufte es, trug es vorsichtig in der Hand und lachte plötzlich auf.

„Ja, das fehlt dir noch, daß du Blumen kaufst,“ sagte er zu sich selber. — „Wenn du sie ihr wenigstens schenken könntest,“ dachte er weiter in sich hinein, — vielleicht würde sie zu ihm aufschauen und ihn anlachen. Ach ja — anlachen sollte sie ihn einmal. — Das wünschte er ganz intensiv. Wie nett mußte sie dann aussehen mit ihren roten Waden und den großen Augen. Waren sie grau oder blau oder dunkel? Nein, sie konnten garnicht anders sein als blau und lachend.

Der Soldat machte sich ernstliche Vorwürfe. Es war unrecht von ihm. Sie war immerhin eine Tochter der Feinde — und einer solchen durfte er nicht mit solchen Gedanken nachhängen.

Unterdes war er mit seinen Weichen bis an ihr Haus gekommen, obwohl seine Schritte immer zögernder geworden waren.

Da trat ihn ein sekundenlanges Bild aus ihren Augen. Er fühlte es heiß durch seinen Körper gehen, dachte an die Weichen, an Antjes süße blauen Augen, und in all seiner Herzensangst, weil er sie aber auch absolut nicht haßte, ließ er die kleinen zarten Blümchen aus seiner Hand auf die Erde fallen. Zugleich stieg ihm das Blut bis in die Schläfe hinauf und sein Herz begann so stark so klopfen, daß er glaubte, es würde im nächsten Augenblick stillstehen. — Seine Schritte wurden länger, bröhnender und er atmete erst wie erlöst auf, als er bestimmt wußte, daß ihre Blicke ihn nicht mehr verfolgen konnten.

Und als Antje dieselbe Gewissheit hatte, huschte sie behende wie ein Wieselchen über die breiten Steinfliesen der Diele, öffnete die grüne schwere Haustüre, schaute sich spähend um, und hob das Weichensträußchen vom Boden auf.

In der dämmerigen Diele, wo das blanke Messinggeschirr und die farbenfreudigen Steingutteller sich so anheimelnd von den dunklen Wänden abhoben, blieb sie stehen, und ehe sie sich recht bewußt war, was sie tat, drückte sie ihre Lippen auf die Blumen.

Und Antje errötete nicht. — Nur ein seltsames Leuchten trat in ihre Augen. —

Die Weichen standen in einem dicken Wasserglase auf der Fensterbank, hinter der Antje saß und auf den deutschen Soldaten wartete. — Er kam pünktlich auf die Minute vorüber, und als er seine Ahnung betreffs der Blumen bestätigte, fuhr er ganz unwillkürlich grüßend mit der Hand an seine Wange. — Er hätte einfach anders gar nicht gekonnt, als wie ihr danken, dafür, daß sie seinen kleinen bescheidenen Blumen solche große Ehre angetan, daß sie ihn so ganz verstanden hatte.

Antje schlug errötend die Augen nieder und schaute auch nicht mehr auf, als der Soldat sich an der Ecke umschaute.

Am nächsten Tage wartete sie vergebens.

Sie war so niedergeschlagen, daß der Vater sie kopfschüttelnd betrachtete. Er fragte sogar, warum sie so verändert sei — meinte schließlich, der Krieg trüge Schuld an ihrer Verstimmlung — und glaubte, die frohe Zuversicht habe sie nun für immer verlassen.

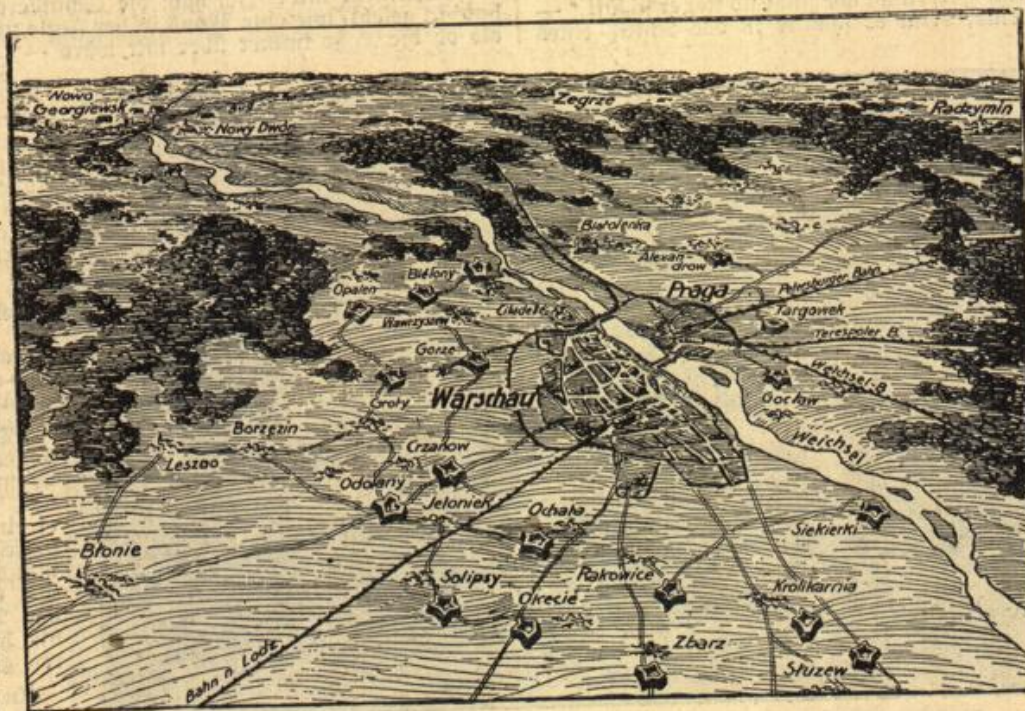
Ganz unglücklich war der alte Mann. Was sollte denn bloß aus ihm werden, wenn sie so betrübt war? Fischengehen konnte er doch jetzt nicht, weil die Deutschen hier eben gar keinen Rutter aufs Meer hinausließen und da sie nun einmal aufeinander angewiesen waren —

Jean Doetsch grübelte, aber er fand nicht, was er erforchte.

Antje war auch unglücklich. Sie gab es sich offen zu. Seit drei Tagen hatte sie den Deutschen nicht mehr gesehen. Die Augen hatte sie sich fast blind geschaut — aber „Er“ war nicht an ihrem Fenster vorbeigegangen. Manchmal sprang sie unwillkürlich auf und horchte hinaus. Schwere Tritte hallten auf dem Pflaster, aber enttäuscht wandte sie sich jedesmal ab; es war nicht sein Schritt, er kam nicht.

Vielleicht ist er abkommandiert, vielleicht krank — kombinierte sie in steigender Unruhe — und ich habe nichts — gar nichts zu ihm sagen und für ihn tun können. — Ich habe nichts, als die Weichen, die schon anfangen zu welken und die Erinnerung an seinen Gruß.

Und weil heute so ein herrlicher klarer Frühlingssonntag war, darum hielt Antje es nicht mehr in ihrer stillen friedlichen Hauslichkeit aus. — Im Vorjahr, da hatten die Mädchen des Ortes an den langen Sonntagnachmittagen plaudernd auf den Dünen gestanden, wie jetzt die alten Fischer auf dem Marktplatz um die kleine weißgetünchte Kirche, und sie hatten hinausgeschaut weit über das unruhig wogende Meer — und manche der Mädchen



Relieffarte der Festung Warschau.

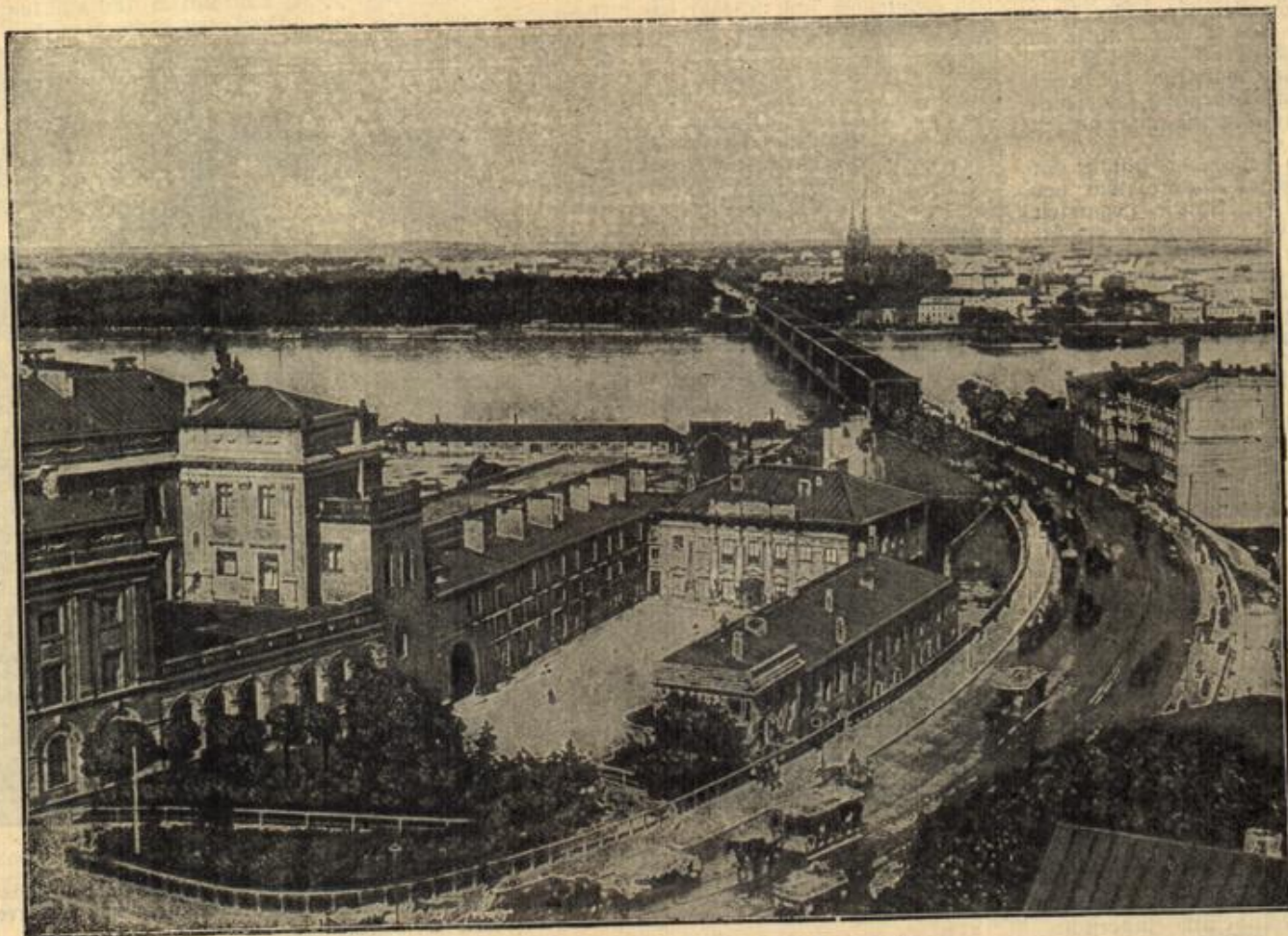
Ich, Antje hatte nie gewußt, wie hart die Sehnsucht in den Herzen der Menschentöchter werden kann. Jetzt aber stand sie am Strande, hatte umstürzte Blide und sah ein so tiefes namenloses Weh in ihrem Herzen, daß sie am liebsten laut aufgeweint hätte.

Sie setzte sich in den Sand und dachte an den deutschen Soldaten — an die Tage, an denen er an ihrem Fenster vorübergegangen war. —

Und als sie sich ganz mit diesen Erinnerungen beschäftigte, nahte von weither über den Teich ein Soldat. Das war an sich nichts Außergewöhnliches, denn am Strand waren Wachtposten aufgestellt, aber Antje wurde merkwürdig aufmerksam. Schien es ihr doch, als ob ihr der Soldat nicht unbekannt wäre. Und plötzlich schlug ihr Herz schneller. — Im Augenblick war sie auf den Füßen, aber unfähig, einen Schritt voran zu gehen, stierte sie ihm mit weiten Augen entgegen.

herrliche bald die Tage, und seine Worte, die von herben, süßen Beglückungen waren, machten ständigen Eindruck auf sie, so daß der Liebestrom auch manchmal etwas ins Stoden geriet, weil der junge deutsche Soldat sich nur in seiner lässlichen Mutter-sprache unterhalten konnte, die zwar der flämischen annähernd gleichkam, aber in etlichen Ausdrücken doch abwich. Es entstanden nun kleine harmlose Mißverständnisse, die die Ursache zu herzhaftem Lachen boten und alle trüben Wolken an Antjes Stimmungshimmel schnell verschauelten. Und als sie erst vernahm, daß er es selbst lebhaft bedauert hatte, ihr liebes Gesicht nicht mehr täglich an ihrem Fenster zu sehen, weil er auf einen andern Wachtposten kommandiert worden war, da war ihr Glück vollkommen.

Sie schlenderten in angeregter Unterhaltung dicht am Strande vorbei, und das Meer sandte seine Brandung oft bis dicht an ihre Füße, so daß sie manchmal schnell zur Seite springen mußten.



Die Stadt Warschau von der Vorstadt Praga aus gesehen.

In der Mitte die bekannte Alexanderbrücke, die über die an dieser Stelle mehr als 1000 Meter breite Weichsel führt.

Der Soldat hatte sie, als er einige Schritte von ihr getrennt war, auch erkannt. Ein hilflos verlegener Ausdruck flog über sein Gesicht. Er wollte stehen bleiben, es zwang ihn geradezu von innen heraus dazu, aber gegen seinen Willen setzten sich seine Füße vorwärts. Nun war er vorüber. Er hätte sich vor den Kopf schlagen mögen und nannte sich den größten Esel der Welt. —

Antje hatte alle Farbe aus ihrem Gesicht verloren. Sie blickte ihn bis auf den Grund ihrer Seele enttäuscht nach, und alle ihre blühenden schönen Hoffnungen sanken in Nichts zusammen.

Als er aber ungefähr ein Duzend Schritte gegangen war, blieb er plötzlich stehen, kämpfte einen Atemzug lang mit sich, ob er umkehren sollte und blieb Sieger über sich, indem er tapfer lehrte machte und in wenigen Sekunden vor ihr stand.

Antje erglühte bis in die Stirn. — Sie strich sich verlegen die blonden Haare, die der Wind aus der Frisur hervorgeraht, aus dem heißen Gesicht und schlug die Augen nieder.

Diese weibliche Schüchternheit entfachte in ihm den Mut. — Er vergaß, daß er eine Flamländerin vor sich hatte und dachte nur an das liebreizende rotwangige Mädchen, das kaum anders

Antje Doetsch beobachtete ihn heimlich. Welch ein schöner Mann er war — so schlank und so gesund — und so lachende gute Augen hatte er — und einen Mund — mit so starken weißen Zähnen hinter blühenden roten Lippen — ach, ihr wurde ganz schmerzlich selig zumute — so selig, daß sie am liebsten laut aufgeschluchzt hätte vor Freude und vor Qual.

Daß er aber auch gerade ein Deutscher sein mußte! — Und daß sie diesen Deutschen liebte, von dem sie nichts weiter wußte, als daß er ein schöner Mann war, der gute Augen hatte, die so recht zum Liebhaben geeignet waren.

Wenn die Leute sie hier sehen würden, dann würden sie sie verachten und kein Mensch würde mehr ein Wort mit ihr sprechen, denn die meisten trugen doch in ihrem Herzen einen heißen Haß gegen die Deutschen, die in ihr schönes, stilles Städtchen eingezogen waren.

Und erst ihr Vater! Er war nicht deutschfeindlich, aber wenn er wüßte, daß seine Tochter hier mit einem deutschen Soldaten lachte —

Ach, sie wollte nicht daran denken, was werden konnte, nur diese Stunden voll genießen. Nur sorglos an seiner Seite weitergehen, in den sonnigen klaren Frühlingstag hinein. Das Meer

Antje sah und flüppelte ihre wunderbar feinen Spitzen, ihre Gedanken flogen Blumen in ihre Arbeit, und sie sah ein Leben voller Glück und Freude vor sich und als sie so recht in diese rosigen Gedanken versunken war, kam ein Trupp Soldaten über die Straße, der sie wieder in die Gegenwart zurückrief. —

Eines Tages saß der alte Jan Doetsch wieder mal bei seiner Tochter in der Stube. Es war Abend geworden und die Lampe erhellte mit behaglichem Schein den Raum und ließ das blanke Messinggeschirr noch glänzender erscheinen. Würzig zog der feine Duft von frisch gekochtem Tee durch den Raum, und Antje sang mit leiser wohlklingender Stimme ein Liedchen, wie in früher friedlichen Zeiten. —

Da klopfte es an der Türe, und im nächsten Augenblick trat der junge deutsche Soldat über die Schwelle. Er grüßte, seine Augen flogen von Antje zu ihrem Vater, der plötzlich aufgestanden war, und bei dieser hastigen Bewegung seine dickbauchige Teetasse umgeworfen hatte. —

Noch bevor der Fischer ein Wort sagen konnte, war der Soldat zu Antje gegangen und hatte deren Hand erfaßt. Lange. So lange, daß es dem jungen Mädchen ganz heiß geworden war und ihre Augen unruhig von einem Gegenstand zum andern abirrten, bis sie schließlich nur noch auf den Boden schauten. —

Das begriff nun der Alte nicht. Er hatte vermutet, der deutsche Soldat wäre mit einem kriegerischen Auftrag erschienen und nun sah er im höchsten Erstaunen, daß er um der Tochter willen gekommen war. —

Der Soldat hatte das Gefühl, als wenn er seine Anwesenheit erklären müsse und nun kam es auch seltsam ungeschickt, beinahe ängstlich heraus, daß er abkommandiert sei — und daß er nun wahrscheinlich zur Front müsse. Das ruhige Postenleben habe jetzt für ihn sein Ende gefunden. —

Antje hielt ihren Kopf tief gesenkt. Es war ihr, als ob einer ihr Herz ganz fest zusammengedrückt hätte — alles, was in ihr aufgelebt war an Freude und Zuversicht versank in Nichts. —

Aber Jean Doetsch übernahm die Lage. Seine scharfen Augen, die gewohnt waren, weit über das Meer hinaus zu schauen, entdeckten den Zusammenhang, und es erwachte etwas wie Freude in ihm, als er den jungen strammen Menschen vor sich an sah, dem das mit Trennungsschmerz vermischte Glück nur so aus den freimütigen Augen leuchtete. —

Und als sie alle drei noch lange geplaudert und auch Antje ihre Schüchternheit mittlerweile verloren hatte, erhob sich der Soldat, um Abschied zu nehmen. Er dachte längst nicht mehr daran, daß es eigentlich seine Pflicht sei, die Belgier als Feinde zu betrachten. Im Gegenteil. Er hatte das Gefühl, daß er diesem alten Mann kräftig die Hand schütteln mußte — und Antje —

Er mußte sich ordentlich beherrschen, daß er sie nicht in seine Arme nahm und sie auf den frischen roten Mund küßte. —

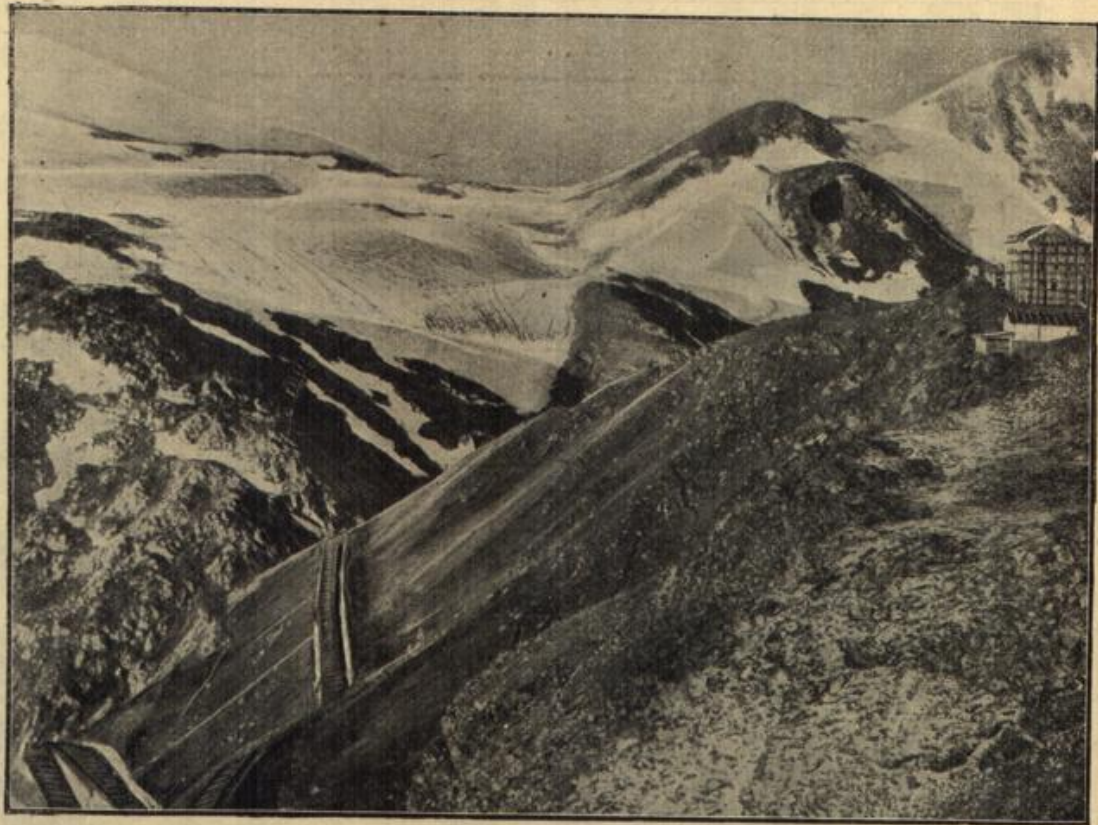
Jan Doetsch lächelte verschmitzt. Meinte dann ganz nebenächlich, ob sie denn den Gast nicht bis zur Haustür begleiten wollte. —

Natürlich wollte Antje. Sie hatte nur Angst gehabt, der Vater würde es nicht dulden, daß sie mit ihm ging, und als sie jetzt draußen standen in der dunklen Straße, über sich den blauen sternstimmernden Nachthimmel, da beugte sich der Soldat zu ihr herab und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Das sie jauchzend in sich aufnahm. — Alle Angst und alle Sorge verließ sie, und sie schaute vertrauensvoll zu ihm auf, und als sie jetzt seine Lippen, die sie längst

über den Dächern geisterte das Mondlicht — vom Meere her kam das uralte Rauschen der Brandung und fern, ganz fern brüllten die Geschütze, die Schlachten verratend, die draußen tobten. —

Antje schaute ihm nach. Sie hielt die Linke auf ihr Herz gepreßt, und mit der Rechten winkte sie ihm Grüße zu, der sich mit hallenden schweren Schritten entfernte. — Dann stieg ein heißes flehentliches Gebet auf zum Himmel. — Ein Gebet, daß der Krieg bald beendet sein möchte und ihr Liebster wiederkehren möge, damit sie ihn freudigen Herzens in seine Heimat folgen könnte. —

Der junge deutsche Soldat aber ging stolz und aufrecht seinen Weg. Ein letztes Winken — dann trat er in die stille Seitenstraße hinein. Und er hatte gar nicht das Bewußtsein einer Schuld, sondern fühlte frohen Kampfesmut, eine heilige Begeisterung zu siegen und zu leben.



Vom italienischen Kriegsschauplatz:

Die letzten Serpentinien der Stilfserjochstraße mit dem Schutzhause „Ferdinandshöhe“, welche die Italiener seit Wochen vergeblich zu erstürmen versuchen. An dieser Stelle stoßen die drei Grenzen von Oesterreich, Italien und der Schweiz zusammen.

Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Rost.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Da die Krtafälle der Stadt Sebenico Wasser und elektrisches Licht liefern, sind auch einige menschliche Niederlassungen in dem Talkeßel der Krta zu finden, und es war für uns eine Stunde fröhlichster Stimmung, als wir uns in einer freilich primitiven, aber sauberen Bude an feinem Dalmatiner Rotwein und hochfeinem Wacholdergeräucherten rohen Schinken gütlich tun konnten. Die Bauern in ihren malerischen Trachten waren anständige Leute, mit denen auch ein halbwegs verständliches Gespräch möglich war. Bei der Rückfahrt auf dem Zidachweg eines hohen Berges konnten wir das Naturidyll der Krtafälle noch lange genießen. —

Unsere Reiseziele führen uns immer weiter südwärts. Während die ganze dalmatinische Küste mit baulichen Erinnerungen aus der Zeit der Venetianer und der Römer übersät ist, tritt uns in dem herrlich gelegenen Spalato und in dem nahen Salona eine besonders reiche Fülle guterhaltener Ueberreste aus der römischen Kaiserzeit und der Zeit der ersten Christen entgegen. Für Altertumsforscher ein wahres Eldorado! Da ist zunächst der vortrefflich erhaltene Palast des Kaisers Diokletian. Bei Remnung dieses

Könnte ich nun doppelt ihre unendliche Güte spüren.

graviert sein, am allerwenigsten von einem Jungferlein, das die Vermehrung seiner Galerie schöner Frauen stellen gewar-
hätte.

Ein ansehnliches Bild war das Holzmarkt, dessen unmittelbarer Holzbestand die Waldarmut Dalmatiens klar erkennen lassen. Der Transport des Holzes, meist dünner Stangen und Holz- wurzeln, muß das dalmatinische Mädchen für alles — der Esel — übernehmen. Was doch so ein armes Grautier alles schleppen muß! Die Männer reiten auf dem Esel in die Stadt, auch wenn sie mit ihren langen Beinen fast den Erdboden streifen. Der Esel trägt sie mit ihren Arbeitswerkzeugen aufs Feld, in die Wein- berge. Auch die Frauen sitzen, allerdings nicht nach Männerart, auf dem Esel, der außerdem noch die eingetauchten Gegenstände, Schirme, Kleider mittragen muß. Auf dem Rücken der Esel werden Wein- und Wasserfässer, Holz, getrocknete Fische für die Osterfesttage, Tierhäute usw. befördert. Auch Esel mit Ziegen- schläuchen sahen wir, und der gute alte Homer trat uns in den Sinn, wenn es in der Odyssee heißt: „Mit auf den Weg noch gab die Göttin ihm Schläuche, der eine war voll dunklen Weins.“

A black and white photograph showing a stone building with arches, partially obscured by large stacks of sandbags. A wooden railing is visible in the foreground.

Venedig in Angst vor den österreichisch-ungarischen
Gliegern.
Sandsackmauer vor der St.-Markus-Kirche in Venedig.
Nach einer englischen Darstellung.

österreichisch-ungarischen
ern.
Markus-Kirche in Venedig.
den Darstellung.

legenem Taleinschnittes.
Auf dem Wege nach Salona konnten
wir wiederum wie schon öfters vorher
und dann nachher z. B. in der Herzegowina
ausgezeichnete Straßenbauten beobachten.

Oesterreich hat in Dalmatien, Bosnien und Herzegowina für die
wirtschaftliche Kultur sehr viel getan. Dabei erfordert der Straßen-
bau große Geldsummen wegen des gebirgigen Terrains und der
erforderlichen Ueberbrückungen und Vergeinschnitte. Unter Oester-
reichs Umsicht und Tatkraft reifen diese kroatischen und serbischen
Bewohner da unten an der Adria und in Bosnien und Herzego-
wina zu einer etwas gehobeneren Kultur heran. Allein es wird
der Krone und der Regierung schlecht vergolten. Wie in Triest
und die Adria hinunter die irredentistische Idee die Gemüter in
leidenschaftlicher Wallung hält, so hat weiter unten der groß-
serbische Gedanke bereits tiefe Wurzeln geschlagen. So benützte
der Sohn des Führers in Salona selbst die Gelegenheit der Be-
gräbnisstättenerrklärung dazu, uns seine großserbische Gesinnung
zu verraten unter großen Lobsprüchen auf die kroatisch-serbische
Sprache. Der Weltkrieg freilich hat die österreichisch-ungarischen
Völkerpitler wieder enger aneinander gekittet, so daß wir heute
von einem neuen Völkerfrühling von Oesterreich-Ungarn
sprechen dürfen.
(Fortsetzung folgt.)

Wenn dich ein Kind noch nicht belogen hat, so laß es nie das geringste Mißtrauen von deiner Seite empfinden. Du kannst ein ehrliches Gemüth nicht tiefer kränken, als wenn du es der Unwahrheit beschuldigst.

Sprüche.

Zwei Dinge sollen tapferen Mann
Nicht mit Verdruss erfassen:
Die, die er nicht mehr ändern kann,
Und die sich ändern lassen.

Dahin, mein Kind, niemals die leichten
Schritte wende,
Wo du nicht wollen darfst, daß rascher
Tod dich fände.

Die Berliner Sparkasse im Kriege.
Die Veröffentlichung des Berliner Statistischen Amtes über die städtischen Sparkassen geben ein erfreuliches Bild von der fortschreitenden Hebung des Volkswohlstandes und damit des Wirtschaftens in Berlin.

In den Friedensmonaten des Vergleichsjahres März 1914 bis März 1915 fanden ziemlich gleichmäßige regelrechte Einzahlungen statt, denen solche Rückzahlungen gegenüberstanden, daß das Verhältnis von Ein- und Auszahlungen zwischen 79 und 61 Prozent schwankte. Im Juli machte sich die Verschärfung der politischen Lage bei den Einzahlungen noch gar nicht bemerkbar, sie stiegen vielmehr im Vergleich zum Juni; andererseits ließen sich aber ängstlichere Leute schon ihre Sparpfennige auszahlen, so daß die Rückzahlungen von etwa 5 1/2 Millionen Mark im Juni auf 9 1/4 Millionen Mark im Juli stiegen; das Verhältnis von Einzahlung zu Rückzahlung schnellte also von 74 auf 106 Prozent empor. Die ersten vier Kriegsmomente brachten dann noch erheblich weniger Einzahlungen, denen aber — abgesehen vom August, der ja einen großen Sturm auf die Sparkassen brachte — durchaus normale Rückzahlungen gegenüberstanden, ein Zeichen für das schnelle und tatkräftige Einsetzen der kommunalen und Wohlfahrtsfürsorgen. Die Höhe der absoluten Zahl der Auszahlungen und der Prozentzahlen von Rückzahlungen zu Einzahlungen in den Monaten Oktober und November (167 Prozent, 487 Prozent) gibt ein dem tatsächlichen Stande der Geldverhältnisse nicht entsprechendes Bild: Im Oktober fanden Rückzahlungen von mehr als vier Millionen Mark, im November mehr als 18 Millionen Mark für die von den Sparern gezeichnete Kriegsanleihe statt. In der Statistik erscheint gerade dieses Merkmal des günstigen Geldstandes im Volke als fallende Kurve, da diese Gelder, die eigentlich ja nur verschoben, nicht aber ausgegeben sind, als Rückzahlungen gebucht werden müssen. In den Monaten Januar, Februar, März 1915 stiegen die Einzahlungen schnell und übertrafen sogar die der Friedensmonate; gleichzeitig nahmen die Rückzahlungen erfreulich ab, so daß die Prozentzahl von Rückzahlungen zu Einzahlungen von 72 im Dezember auf 28 im Januar sank und sich dann überaus günstig hielt. Als besonders bemerkenswert sei schließlich noch erwähnt, daß auch der Betrag der Einzahlungen der einzelnen Sparer offenbar höher geworden ist; während nämlich im April 1914 etwa 91 000 Sparer nur 10,8 Millionen Mark einzahlten, konnten im Januar 1915 etwa 80 900 Sparer fast 13 Millionen Mark

einzahlen, und ähnlich ist das Verhältnis der Menge der Sparer zu der Höhe des eingezahlten Betrages auch in den anderen Monaten gestiegen.

Entsprechend der hier für Berlin beschriebenen Kurve sind auch die der anderen Sparkassen des Reiches; sie sind ein Spiegel des gefesteten Wohlstandes unseres Vaterlandes, das eine Welt von Feinden nicht zu erschüttern vermag.

Ehebräuche in Ungarn. Es dürfte wenig bekannt sein, daß in einigen Teilen Ungarns, besonders auf dem Lande, noch der Brauch herrscht, die Ehe als Kaufgeschäft zu betrachten. Der Preis, der für ein ungarisches Mädchen bezahlt wird, schwankt zwischen 80 und 400 Kronen, „je

auch im Karneval oder nach Ostern. Der bevorzugte Tag ist der Mittwoch.

Sereingefallen. v. Stephan, der verstorbene Post-Staatssekretär, befand sich einst auf einer Inspektionsreise und besuchte unangemeldet in einer ostpreussischen Provinzstadt das Postamt. Hier ging er auch in das Telegraphenzimmer, um eine Depesche an seine Frau aufzugeben. Plötzlich begann der Morse-Apparat, vor dem er stand, zu ticken, und ehe der Beamte den Streifen fortnehmen konnte, las der überraschte Staatssekretär: „Achtung, Kollege! Stephan treibt sich hier irgendwo rum, wird seine Nase überall reinfrieden!“ — Der Staatssekretär lächelte, beugte sich an den Apparat und tippte auf dem Hebe zurück: „Zu spät, hat hier seine Nase schon drin! Stephan.“

Humor mit der Träne im Auge.

Der Erzherzog Leopold Salvator von Oesterreich besuchte ein Lazarett. Ein Zugführer vom Deutschmeister-Regiment wurde ihm vorgestellt, der nicht weniger als fünf Schrapnellsplitter im Kopfe hatte, von denen täglich einer operativ entfernt wurde. Trotzdem lief der Kranke umher und war guter Laune. „Und wie sind Sie denn um Ihren linken Arm gekommen?“ fragte der Erzherzog, auf den Stumpf deutend. „Den hat er sich schon im Felde mit seinem Messer selbst amputiert!“ meldete der Arzt. Der Erzherzog wandte sich erschüttert ab. Dann ergriff er die gesunde Hand des Soldaten und sagte: „Ich bin froh, daß Sie mit Ihrem Kopf noch gezügert haben.“

Ein Universitätsprofessor als Schafhirt.

Der Deutsche Kaiser begegnete auf seinen Autofahrten im Gebiete des Hauptquartierers einer großen Schafherde, die nach und nach zur Schlachtung für die Armee requiriert war. Er hielt an, um keine Verwirrung in die Herde zu bringen, und redete den Begleiter derselben leutselig an: „Sie sind gewiß Landwirt in Zivil?“ — „Nein, Majestät,“ antwortete der Gefragte, „ich bin Universitätsprofessor in Tübingen.“

Seine Gesellschaft. Professor (zu einem Primaner): „Seit einiger Zeit höre ich nichts als Klagen über Sie, Müller; wie kommt das? Mit wem verkehren Sie eigentlich?“ — „Mit Ihrem ältesten Sohne, Herr Professor.“

Rätsel.

Mein Erstes hofft mit frohem Sehnen
Der Jüngling, doch das Mädchen nie.
Mein Zweites findet sich nur selten,
Erwirbt sich nur mit schwerer Mühe:
Ist ein bekanntes Schmeichelwörtchen
Und oft ein Ruf der Sympathie.
Mein Ganzes kommt in deine Hände,
Wenn du des Ersten Sieger bist.
Verachtung dem, der fast mein Erstes
Bloß nach des Ganzen Umfang mißt!
Beglückt, wem ohne jenes Ganze
Mein Erstes auch mein Zweites ist.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Melone.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredeneu (Mühl). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fiedrich & Koenen, Ess-n (Mühl).



Eine 42-cm-Granate,
das Werk einiger Geldbaronen während ihrer Mußestunden.

nach der Beschaffenheit der Braut“, und er wird bezahlt, wie wenn es sich um eine Ware handelte. Allerdings bekommen nicht die Eltern des Mädchens das Geld, sondern die Braut selbst, die es zur Verbesserung ihrer Ausstattung verwendet. In den meisten Fällen werden übrigens die Eheverträge von Unterhändlern in die Wege geleitet, die in einigen Gegenden den wenig schmeichehaften Beinamen führen „Satan zu Fuß“. Diese Hochzeitsbitter sind natürlich Meister der Diplomatie. Drei oder vier Tage vor der Verlobung macht sich der Hochzeitsbitter auf den Weg, zunächst zum Hause der Auserkorenen, die seinen Stod einem alten Brauch gemäß mit Rosmarin schmückt. Dann geht er die Häuser der Hochzeitsgäste ab und empfiehlt ihnen, die nötigen Geschenke mitzubringen. Die Töchter der Eingeladenen schmücken ebenfalls den Stod des Hochzeitsbitters; denn man muß sich solch einen Mann geneigt erhalten. Die Hochzeit findet meist nach der Weinernte im Herbst statt, manchmal